Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 2

Artikel: Wie man ein Nachtlokal gründet
Autor: Mertz, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066171

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Café de la Marine et Néptune's Bar

Wie man ein Nachtlokal gründet.

Von Ed. Mertz

Illustration von H. Laubi

Vor einigen Jahren publizierten wir im „Schweizer-Spiegel" einen Artikel, worin ein Schweizer, der den merkwürdigen Beruf eines Eintänzers hatte, seine Beobachtungen und Erlebnisse erzählte. Der Verfasser hat unterdessen als Barpianist und Besitzer von Nachtlokalen Erfahrungen anderer Art gesammelt, die er hier bekannt gibt.

Es war im Jahre der Hochkonjunktur 1931. Ich war gerade in Paris und momentan ohne Engagement.

Eines Tages fiel mir am Boulevard Raspail am Montparnasse ein sonderbares Lokal auf. Es befand sich in einem

alten Hause und war beinahe leer. Ich hatte die folgende Unterhaltung mit dem Besitzer:

« Warum bemühen Sie sich nicht, ihre Bude gehen zu machen? » fragte ich.

« Interessiert mich gar nicht, wird in vier Monaten abgebrochen. »

« Wollen Sie in der Zeit noch einen Happen Geld verdienen? »

« Bitte, machen Sie, was Sie wollen, wenn es mich nichts kostet! »

So wurde ich plötzlich Direktor eines Nachtlokals, das weder elegant noch miserabel genug war, um zu gehen. Die Bude elegant zu machen, war unmöglich. Es hätte sich der kurzen Zeit wegen nicht gelohnt. So beschloss ich, sie so miserabel und grotesk wie möglich zu gestalten.

Ist es schon Wahnsinn, hat es doch Methode

Die Idee kam mir durch den Kino. In komischen Filmen hatte ich ganz unmögliche Nachtlokale gesehen, wie sie gar nicht existierten. Ich ging nun hin und machte Wirklichkeit daraus. Dabei ging ich von einem Paradoxon aus. Wenn man in der Mathematik minus mit minus multipliziert, entsteht plus daraus. Ich sagte mir, wenn man Kitsch mit Kitsch vervielfacht, muss etwas Gutes daraus werden. Infolgedessen suchte ich nach der Quintessenz von Kitsch, und das Experiment gelang tatsächlich.

In Frankreich gibt es die verrücktesten und geschmacklosesten Tapeten der ganzen Welt. Ich kaufte eine Ladung Rollen, die dreissig Jahre alt waren, für beinahe nichts auf dem Flohmarkt. Es waren Papageien, Sonnenblumen und so weiter in den tollsten Farben darauf. Jede Rolle besass ein anderes Muster. Damit tapezierte ich die Wände und die Decke der Bude. Der Besitzer erlitt beinahe einen Schlaganfall, als er die Bescherung sah. Dann hängte ich alte Öldrucke von Admirälen und Frauen mit Bärten auf.

Vor einiger Zeit hatte ich in meinem Atelier einen Ball veranstaltet, zu dem es folgende Musik gab: Ich hatte ein altes mechanisches Klavier gekauft, das inwendig ein ganzes Radauorchester mit Pauke und Trommeln hatte. Es spielte nur Polkas, Schottisch und Quadrille. Vorne war der Rheinfall transparent aufgemalt. Dies Instrument stellte ich nun in mein Lokal hinein. Darauf kamen Papierblumen, in Vasen, die aus Granatenhülsen vom Weltkrieg gemacht waren, und eine Glasglocke, unter der ein verstaubter Myrthenkranz von einer Hochzeit lag. Da die Ventilation zum Verzweifeln schlecht war, befestigte ich einen Ponkah an der Decke. Diese Einrichtung existiert im Orient. Das sind dünne Bretter. Ein Kuli zieht am Strick. Dadurch werden die Bretter hin und her bewegt, um Luft zu fächeln. Ich engagierte einen armen Teufel, der den Strick ziehen und das Klavier aufwinden musste. Frische Luft gab es zwar nicht, aber es sah aus als ob.

Mein künstlerisches Programm stellte ich entsprechend zusammen. Ich fand einen Sänger, dessen Stimme so stark war, dass man es kaum aushalten konnte. Er sang aber so falsch, dass ihm vier Tonarten für eine einzige Melodie nicht genügten. Ich mietete dem Sänger ein Louis XV.-Kostüm mit weisser Perücke und Degen und liess ihn uralte Opernarien brüllen. Das Publikum lachte Tränen.

Weiter hatte ich eine Tänzerin, die zwar nicht tanzen konnte; aber sie war sehr hübsch. Ausserdem tanzte sie mit einer grossen lebendigen Schlange. Und wenn sie das Vieh in der Luft im Kreis herumdrehte, konnte es sich nicht mehr halten und besprengte das pp. Publikum reichlich mit einer gewissen Flüssigkeit.

Die dritte Attraktion war der erste Boxkampf in einem Nachtlokal. Ich engagierte einen sehr grossen und einen ganz kleinen Boxer.

Die Fassade des Lokals liess ich rosenrot anstreichen und mit ungelenken Buchstaben « *Café de la Marine et Néptune's Bar* » darauf malen. Damals fing gerade alles an Mode zu werden, was mit dem Meer und mit Matrosen zu tun hat.

Die Bude war während vier Monaten

Pierre Gauchat — Afrikanische Impression, Bleistiftzeichnung

zum Brechen voll. Jedermann wollte sich den Rummel ansehen. Es war ein Bombengeschäft. Wir hatten Leute von 10 Uhr abends bis 2 Uhr morgens. In dieser Zeit nahmen wir durchschnittlich 4000 Francs pro Abend ein, was 800 Schweizerfranken entspricht. Tagsüber war die Bude geschlossen. Ich steckte selber 15 Prozent der Bruttoeinnahmen ein. Der Wirt machte dabei immer noch 40 Prozent Reingewinn.

L'Ange bleu

Die vier Monate waren nur zu bald herum. Wir mussten schliessen, da das Haus abgebrochen wurde. Inzwischen hatte mir der Oberkellner vom Collège Inn angeboten, Kapital in ein neues Lokal hineinzustecken. Ich fand eines am Montparnasse, das wegen schlechten Geschäftsganges geschlossen war. Wir mieteten es, und alle unsere Bekannten sagten uns eine grosse Pleite voraus. Denn fünf Besitzer waren darauf schon einer nach dem andern zugrunde gegangen. Der letzte hatte sich in der Bude selbst eine Kugel durch den Kopf gejagt. Ausserdem lag das Dancing in einer abgelegenen Strasse, wo niemals ein Mensch hinging, der sich amüsieren wollte. Wir liessen uns nicht beeinflussen. Mein neuer Geschäftspartner, ein Elsässer, hatte Vertrauen in mich, und ich hoffte, weiter eine glückliche Hand zu haben.

Es war mir klar, dass ich wieder eine verrückte Dekoration brauchte. Deshalb kamen die Leute ja auf den Montparnasse, um etwas Hypermodernes und möglichst Unverständliches zu sehen.

Ich liess die ganze Fassade mit Wellblech verkleiden, und den ganzen Innenraum, Wände und Decke aus Weissblech. Dann kamen Wolken aus weissem Tüll an die Decke, und der Dekor war fertig. An der Fassade wurde ein Gipsengel aufgehängt und blaues Licht darüber. Nun musste ich zwei Klaviere unterbringen. Es war des Platzmangels wegen unmöglich, sie nebeneinander zu stellen. Ich löste das Kolumbusei, indem ich die Flügel übereinander stellte. Ich engagierte einen alten Kollegen, Lloyd, der inzwi-

schen wieder im Bateau Ivre gearbeitet hatte. Wir freuten uns darauf, wieder zusammen zu arbeiten.

Nun ging ich auf die Suche nach einer passenden Sängerin. Am Montparnasse brauchte ich etwas Ungewöhnliches. Ausserdem erwartete mein Publikum, das ich nicht enttäuschen durfte, etwas Ausgefallenes. Nach langem Herumsuchen stiess ich eines Nachts in der Music Box auf eine Sängerin, die mich faszinierte. Sie war hässlich wie die Nacht, Mulattin und nicht gerade jung. Die Stimme war aber sehr gut. Als ich den Freunden, die mich begleiteten, sagte, ich wolle sie engagieren, schlugen sie voll Entsetzen die Hände über den Köpfen zusammen. Ich konnte selbst nicht sagen, warum ich hartnäckig meiner Idee folgte.

Ich engagierte die Sängerin samt ihrem Mann, dem schwärzesten Neger, den ich jemals gesehen hatte, der Schlagzeug spielte, für 50 Francs im Abend. Sie hatten es in zehn Jahren nie zu Erfolg gebracht und waren froh, die 10 Schweizerfranken pro Abend zu verdienen. Ich hatte nur eine Bedingung gestellt: Sie musste genau so singen, wie ich es haben wollte.

Marlene Dietrichs Film « Der blaue Engel» war gerade herausgekommen. Ich hatte ihn nicht gesehen, aber der Name gefiel mir. Ich taufte meinen Laden so. Dinah, die Sängerin, musste trotz ihrer imposanten Grösse auf den einen Flügel steigen und brüllen so laut sie konnte. Ein Asphaltlied war damals populär. Dazu musste sie brennende Zigaretten herumschmeissen.

Dann kam der Eröffnungsabend. Die Bude war voll. Die Leute sagten, die Musik wäre schön und ich vollständig verrückt geworden. Was die Sängerin anbelangt, wussten sie nicht, was sie davon denken sollten. Denn die Stimme war gut. Am nächsten Abend war der Laden leer und mein Partner verzweifelt.

Gratisreklame

Nun passierte aber folgender Glücksfall: In der folgenden Nacht erschien eine Horde von Malern und Poeten. Das waren die Surrealisten, die sich beklagten, ich hätte mich mit meinem Lokal über sie lustig gemacht. Sie wollten alles kurz und klein schlagen. Es war ein Mordsradau. Mein Barman sass über der Tür auf einem Vorsprung mit einer Weinflasche und hieb jedem neuen Surrealisten, der hereinwollte, eins auf den Schädel. Die Polizei stand draussen und traute sich nicht herein. Am nächsten Tag stand die Geschichte in den Zeitungen. Alles wollte den Blauen Engel sehen, und von mir sagte man nicht mehr, ich wäre verrückt, sondern ein Original. Meine Sängerin wurde plötzlich verstanden und als Interpretin einer neuen Kunst erklärt und weiss Gott was für anderer Blödsinn noch herumposaunt.

Ich wusste nicht mehr, wohin mit den Leuten. Um freie Tische zu bekommen, verstopfte ich die Ventilatoren mit Lumpen. Die Gäste erstickten beinah im Rauch und verliessen die Bude. Wenn sie draussen waren, liess ich einen Riesenventilator an, der das Lokal in fünf Minuten rauchfrei machte. Dann durfte die Menge, die draussen wartete, herein, bis ich wieder eine alte Autobuslaterne aufhängen musste: Besetzt. Das telephonische Reservieren nahm derartig überhand, dass ich den Apparat entfernen liess.

Der « Blaue Engel » wurde der Treffpunkt der Leute vom Theater und vom Film. Es wurde nicht getanzt. Die besten Pianisten von Paris kamen hin. Jeder, der etwas konnte, musste spielen. Sowie sich bekannte Künstler im Publikum befanden, richtete ich einen Scheinwerfer auf die betreffenden, löschte die Lampen aus, und es blieb den Opfern nichts übrig als freiwillig oder unfreiwillig zum Programm beizutragen.

Marlene Dietrich kam nach Paris mit ihrem Mann Rudolf Sieber. Sie erschien verschiedene Abende hintereinander im « Blauen Engel ». Sie liess sich nie lange bitten, setzte sich auf den Flügel, und ich begann die ersten Akkorde von « Ich bin vom Kopf bis Fuss » zu spielen. Die

Photo: Heinz Guggenbühl, November

Zeitungen schrieben einen Artikel nach dem andern.

Kokain als Retter in der Not

Der Gipfel der Frechheit war der, dass ich den « Blauen Engel » eröffnete, ohne überhaupt im Besitz der nötigen Ausweispapiere zu sein. Ich besass nicht einmal eine Carte d'identité. Gerade der « Blaue Engel » verhalf mir dann zu dieser so geschätzten Aufenthaltsbewilligung. Das ging folgendermassen zu:

In jedem Pariser Nachtlokal spielt der Kokainhandel eine gewisse Rolle. Die Polizei besitzt dort eine besondere Organisation, um den Schleichhandel mit diesem Gift unmöglich zu machen, die sogenannte « Brigade mondaine », die Monsieur Priollet untersteht. Sie heisst so, weil sie aus Detektiven besteht, denen man, wenn sie in einem Smoking stekken, nicht ansieht, dass sie zur «Schmiere» gehören. Ein mir befreundeter Polizeiinspektor deutete mir an, dass sich meine Aufenthaltsgeschichte sehr gut regeln liesse, wenn es mir gelänge, der Polizei einen diesbezüglichen kleinen Dienst zu leisten. Ich erklärte mich dazu bereit. Ich schärfte nun meinem Portier und meiner Garderobefrau ein, alle irgendwie verdächtigen Gespräche zwischen Gästen zu belauschen. Gewöhnlich werden Kokaingeschäfte in den Toilettenräumen verhandelt. Ich wusste, dass eine nicht geringe Zahl meiner Gäste Kokainisten waren. Kokainisten erkennt man bei einiger Übung sofort an einem gewissen schlappen Ausdruck.

Eines Abends teilte mir nun meine Garderobefrau mit, sie sei sicher, dass bei mir Kokain verkauft werde. Ich telephonierte sofort Herrn Priollet. Ich kannte ihn nicht. Ich sagte meinen Namen und bat ihn, jeden Abend einen Inspektor in Zivil zu schicken. Der Kokainhändler wurde erwischt, indem der Inspektor sich sehr geschickt als Kunde ausgab. Nun interessierte sich Herr Priollet für mich. Er fand natürlich sofort heraus, dass über mich kein Dossier existierte, wie sonst für alle Lokalbesitzer. Der Grund war einfach: ich war eben nicht angemeldet!

Priollet liess mich zu sich kommen. Er sagte: « Sie sind ein netter Vogel! Sie eröffnen ein Geschäft, zu dem es eine ganze Anzahl von Bewilligungen braucht, und Sie sind nicht einmal angemeldet! »

Ich erklärte ihm warum.

Darauf meinte er: « Dumm sind Sie nicht gerade! Geholfen haben Sie uns auch. »

Er läutete einen Inspektor herbei, der mich zur Schriftenkontrolle begleiten musste. Dort erhielt ich trotz meinem abgelaufenen Pass, dem man nicht einmal einen Blick schenkte, eine Identitätskarte. Von einer Busse sprach aber niemand ein Wort.

Besitzer von Lokalen lassen sich kaum auf Kokainhandel persönlich ein, ausser wenn sie selber Polizeispitzel sind. Dagegen befassen sich Barmen, Eintänzer, Portiers und Garderobefrauen sehr oft damit. Ich entdeckte einmal durch einen Zufall eine Anzahl kleiner, weisser Päckchen mit Kokain, die mit Reissnägeln unter dem Gestell mit dem Telephonbuch befestigt waren. Der Ort diente wahrscheinlich als vorübergehendes Versteck. Keiner von meinen Angestellten wusste natürlich, wie sie dorthin gekommen waren.

Tricks of the trade

Der Verkehr mit der Polizei ist überhaupt keine einfache Sache. Die Erlangung der nötigen Tanz-, Musik- und Alkohollizenzen ist immer ein grosses Problem.

In Paris spielt das Quartier eine grosse Rolle, was die Polizeistunde anbelangt. Am Montmartre bekommt man ohne weiteres die Bewilligung für die ganze Nacht, denn die Bevölkerung ist an den Radau und die Betrunkenen in den Strassen gewöhnt. Aber im Montparnasse hingegen erhielt man bis vor einigen Jahren nur die Erlaubnis bis 2 Uhr nachts. Inzwischen hat sich auch die dortige Bevölkerung daran gewöhnt, so dass man jetzt auch in diesem Viertel die ganze

Photo: J. Tuggener, Allerseelen

Nacht offen halten kann. Für die Champs-Elysées ist immer noch 2 Uhr die Grenze und für die Boulevardgegend ebenfalls. Im aristokratischen Faubourg Saint-Germain und in Saint-Sulpice, wo viele Kirchen sind, muss um 12 Uhr Schluss gemacht werden. Von Tanzbewilligungen ist überhaupt keine Rede, und es wird nicht einmal Konzertbewilligung ohne Tanz erteilt. Im Studentenquartier, dem Quartier Latin, das daneben liegt, geht es wieder bis 2 Uhr. Aber auch dort, beispielsweise neben dem Senat, wurde einer Bar die Konzertbewilligung ohne Tanz verweigert, offenbar weil die hohe Politik durch Klavierspielen entheiligt worden wäre.

Im « Cœurs Brûlés » hatte ich weder Tanz-, Musik-, noch Alkohollizenz. Aber ich kannte den Polizeikommissär des Quartiers. Ich bezahlte ihm 100 Franken pro Monat und ein Diner pro Woche. Alle Anzeigen der Polizeipatrouillen und die Klagen der Nachbarschaft wegen Musiklärm endeten deshalb in seinem Papierkorb.

Die Musikbewilligung ist überhaupt immer provisorisch. Sie wird zurückgezogen, sobald sich die Nachbarn wegen Musiklärm in der Nacht beklagen. Man ist gezwungen, das ganze Lokal mit Korkschichten zu isolieren, was sehr teuer ist. Ich hatte dies im « Ange Bleu » machen lassen. Später fand ich heraus, dass es billiger war, den Kommissär zu schmieren.

In Nizza, wo ich auch einmal ein Nachtlokal besass, hatte ich jeden Tag einige Klagen von Nachbarn. Ich bezahlte dem Kommissär meines Quartiers 160 Franken im Monat. Dort hat die Polizei überhaupt besondere Tugenden, gehört doch die Mehrzahl der Lizenzen für öffentliche Häuser höhern Polizeibeamten.

Alkohollizenzen werden in Frankreich nicht mehr erteilt, seit Poincaré im Jahr 1913 ein diesbezügliches Gesetz durchgesetzt hat. Damit gab er aber auch ungewollt einem schwunghaften Handel das Leben. Dadurch bekam eine an sich wertlose Sache plötzlich Kapitalswert. Denn eine bestehende Lizenz kann auf einen andern Namen übertragen werden.

In Paris, wo es sehr viele gibt, wird eine Lizenz mit 400 bis 600 Franken gehandelt. Es gibt besondere Agenturen, die sich damit befassen. In einzelnen Departements, beispielsweise in St. Tropez im Var, kostet sie 8000 Schweizerfranken.

Eine Lizenz kann man 20 Kilometer weit transportieren. Damit lassen sich manchmal auch Geschäfte machen. Ich kaufte eine Lizenz in Vence für 2000 Franken und verpflanzte sie 18 Kilometer weiter nach Juan-les-Pins, wo sie dann 5000 Franken wert wurde. Dabei gab es allerhand Komplikationen. Eine Lizenz, die nicht bereits am Ort war, muss mehr als 150 Meter von der nächsten ortsansässigen Lizenz untergebracht werden. Die gleiche Distanz gilt für Kirchen und Schulen. Das Lokal aber, für das ich die Lizenz gekauft hatte, befand sich 10 Meter von der Lizenz des « Maxim » entfernt, dem ich eine Konkurrenz schaffen wollte. Der Steuerkommissär für indirekte Steuern, dem die Sache unterstand, gab mir einen guten Rat. Ich brachte die Lizenz nach Juan-les-Pins, 152 Meter vom « Maxim » entfernt, in eine Garage, in die ich drei Flaschen und zwei Tische stellte. Aussen kam ein Schild « Bar-Bar » hin. Ich wirtete dort drei Tage, die minimale Frist, um die Lizenz ortsansässig zu machen. Nun erlaubte mir das Gesetz, sie so nahe ans « Maxim » zu transportieren, wie es mir passte.

Später arbeitete ich überhaupt ohne Alkohollizenz, das heisst bloss mit der kleinen Lizenz, die genügt, um Champagner, Weine, Bier und andere Getränke unter 15 % Alkoholgehalt zu verkaufen. Die kleine Lizenz kostet nur 40 Franken für sechs Monate. Whisky, Gin, Kognak und Absinth durften damit nicht ausgeschenkt werden. Eine Gesetzesbestimmung erlaubt dies aber doch, falls gleichzeitig etwas zu essen bestellt wird. Ich erfand den folgenden Trick: Gäste, die eine Konsu-

mation mit über 15 % Alkoholgehalt bestellten, erhielten gleichzeitig ein kleines englisches Schinkensandwich von fünf Zentimetern im Quadrat mitserviert. Als ein Kontrolleur kam und die Weinkarte verlangte, konnte er darauf lesen, dass in meinem Lokal Getränke mit über 15 % Alkoholgehalt nur mit Essen verabreicht wurden.

Soll und Haben

Doch zurück zum « Blauen Engel »!

Mein Geschäftspartner und ich hatten das Lokal nur gemietet, uns aber ein Vorkaufsrecht zu dem niedrigen Preis von 16,000 Schweizerfranken gesichert. (Ich gebe hier alle Zahlen in Schweizerfranken an.)

Der « Blaue Engel » ging sehr gut, und so dachte ich daran, ihn zu verkaufen. Denn ein Nachtlokal, das plötzlich derartig Mode wird, bleibt es in Paris selten mehr als sechs Monate. Ich hatte ein Angebot von einem ehemaligen Kohlenhändler, der bereit war, 100,000 Franken dafür zu bezahlen. Da wir selber 16,000 Franken bezahlen mussten, blieb uns ein Reingewinn von 84,000 Franken, wovon die Hälfte mir zukam. Wir hatten das Geschäft mit 5000 Franken angefangen, die längst amortisiert waren. Der « Blaue Engel » brachte abendlich 1000 Franken ein in der Zeit von 10 bis 2 Uhr. Davon waren 400 Franken Reingewinn. Wenn die Sache so weiter gegangen wäre, hätte der neue Besitzer im Jahre 146,000 Franken Reingewinn eingeheimst, was ihm für sein Kapital eine Verzinsung von 150 % eingebracht hätte.

Ein Vermittler überredete nun meinen Partner, ihm die eine Vollmacht für die Verhandlungen zu überlassen unter dem Vorwand, der Käufer wäre ein Bekannter von ihm, den er infolgedessen besser zu behandeln wisse. Er lockte meinem Partner eine schriftliche Vollmacht heraus. Er schärfte ihm ausserdem ein, mir nichts

Basler Webstube, Basel 129
Handgewebe, Garne
Bänder. Muster verlangen!

Sie fühlen ihn.. Sie sehen ihn ..und so können es andere auch:

den Film auf den Zähnen!

Der Film ist jener schlüpfrige Belag, der sich auf Ihren Zähnen fortwährend neu bildet. Speisereste und Tabakflecken bleiben in ihm haften und verleihen den Zähnen ein gelbliches Aussehen.

Pepsodents ganz einzigartige Fähigkeit, den Film von den Zähnen zu entfernen, ist dem in ihm enthaltenen neuen Reinigungs- und Poliermaterial zu verdanken, das unvergleichlich weicher ist als die in allen anderen Zahnpasten verwendeten Poliermittel. Trotzdem entfernt es den Film mit verblüffender Gründlichkeit.

Beginnen Sie heute noch mit dem Gebrauch von Pepsodent!

PREIS FR. 1.80 UND 1.10 PER TUBE

davon zu sagen. Mein Associé verkaufte den « Blauen Engel » auf diese Weise formell um 40,000 Franken. Er sagte meinem Partner, der andere habe plötzlich nicht mehr bezahlen wollen. Auf diese Weise steckte er ausser unserem Kaufpreis von 16,000 Franken noch mindestens 40,000 Franken ein. So entwischten mir von einem Tag auf den andern 30,000 Goldfranken.

Der neue Besitzer bot mir an, die Leitung des «Blauen Engels» beizubehalten. Aber ich wollte nichts davon wissen. In meiner Wut ging ich hin und machte allein ein neues Lokal auf, das ich « Cœurs Brûlés » (Verbrannte Herzen) nannte. Ich habe die Gewohnheit, überall, wo ich arbeite, die Adressen meiner Kundschaft zu sammeln. Ich benachrichtigte meine Gäste durch Karten. Sie kamen in mein neues Lokal, und nach kaum einem Monat musste der « Blaue Engel » wegen schlechten Geschäftsganges seine Türen schliessen. Mein neues Lokal war in den Champs-Elysées gelegen und zur Abwechslung nicht verrückt, sondern elegant aufgezogen, so dass meine Gäste wieder eine Überraschung erlebten. Als der Laden gut ging, verkaufte ich ihn an einen Zuckerbäcker, der glaubte, das Geschäft würde auch ohne mich so weitergehen. Diesmal war ich durch Schaden klug geworden, und ich verdiente 50,000 Franken bei der Sache. Dieses Geschäft hatte ich nur zwei Monate besessen.

Da mich jedermann in der Branche kannte, erhielt ich andauernd die verschiedensten Angebote. Dabei war ein verlockendes von New York. So belegte ich eine Kabine auf dem nächsten Schiff.

Aber weil nun einmal das Betreiben von Nachtlokalen eine sehr spekulative Sache ist, so ging es auch nicht lang, und mein schönes Bankkonto war wie Sand am Meer zerronnen, und ich hatte wieder soviel wie vorher: nämlich keinen Rappen.